

Die Frau, die alles gerade heraussagte

Autor(en): **Matutti**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 36

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648004>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Frau, die alles gerade heraus sagte.

Märchen von Matutti

Es war eine Frau, die sagte, alles, was sie dachte, gerade heraus, ohne sich im geringsten zu bedenken oder die Worte abzuwägen. Wenn sie mit ihrer Offenheit jemanden ärgerte, verteidigte sie sich damit, daß sie ein Mensch ohne Hintergedanken sei und es als unanständig ansehe, einen Mitmenschen über die eigene Meinung zu täuschen oder im Unklaren zu lassen. Und wollte ihr jemand nicht beistimmen und von ihrer Tugend das Geringste abmarkten, wurde sie ausfällig und sagte: „Mich könnt ihr nicht verderben! Wenn ihr alle die Hälfte verschweiget und den Leuten die halben Portionen von den Tellern stehlt ... ich unterschlage nichts ...“

Diese offene Frau gedachte zu heiraten und sprach ihre Absicht überall aus, ohne irgendein Hehl daraus zu machen. „Ich bin nun vierundzwanzigjährig, und ich brauche einen Mann, und ich finde es ganz natürlich, daß ich einen Mann brauche“, sagte sie. Als ihr die Mutter den Rat gab, nicht so laut von ihren Plänen heruzureden und doch darauf zu achten, ob die jungen Männer des Dorfes sie am Ende nur auslachten und gar nicht würdig fänden, geheiratet zu werden, fuhr sie die Er-jahre mit gleicher Selbstgerechtigkeit an wie alle andern. „Wenn mich einer wegen meiner Offenheit auslacht, dann taugt er ohnehin nicht als mein Mann, und der Teufel mag ihn holen!“

Es kam also, wie es kommen mußte: Alle jungen Männer in der Umgebung, denen sie offen von ihrem Willen, zu heiraten, und daß sie ihre vierundzwanzig Jahre habe und einen Mann brauche, gesprochen, lachten ihr ins Gesicht und lachten wieder unter sich, und es fand sich keiner, der nicht mitspottete. Die Mutter, die zwei Jahre lang beobachtete, wie ihre Tochter sich vor der ganzen Welt unmöglich machte, zuckte traurig die Achseln. Ein einziges Mal erklärte sie, nach ihrer Meinung sei nichts mehr zu hoffen, und es bleibe wohl nichts übrig, als weg zu ziehen und von vorn anzufangen, ohne die Fehler zu wiederholen, die sie zu Hause begangen.

Die Tochter war gleich bereit, mitzuziehen und das Glück, das ihr in der Heimat nicht lächeln wollte, unter fremden Menschen zu suchen. Aber sie war nicht klüger geworden und fand sich nicht bereit, den Fehler bei sich selbst zu sehen. Im Gegenteil, sie nannte die Leute ihrer Heimat eine Heuchlerbande, die nicht wert sei, daß man sich nach ihr auch nur umschaue. Und sobald sie in die Nachbarstadt kamen, wo sie zu wohnen gedachten, sagte sie gleich gerade heraus, woher sie gekommen, und daß dort unmögliche, hinterhältige und heimtückische Leute wohnten, die keine Offenheit ertragen und zürnten, wenn eine Frau offen erkläre, daß sie heiraten wolle, weil sie einen Mann begehre. Und sie fügte bei, sie sei so offen gewesen, und gestehe, daß sie immer noch mit derselben Absicht umgehe, ja noch mehr daran hänge, weil sie nun doch bald siebenundzwanzig sein werde.

Obwohl die Stadt größer war als das Heimatdorf, wußte doch nach einem halben Jahre jedermann, woher die zugezogene Jungfer stamme und was sie suche, und weil die Städter listiger und gebildeter waren als die Dorfleute, lockten sie noch

allerlei andere Dinge aus ihrem Munde hervor. Jeder, der sie nach ihrem Vermögen fragte, vernahm, wieviele Obligationen sie selbst besitze und in welcherlei Papieren die Mutter ihr Vermögen angelegt habe. Ferner machte sie in unbekümmerter Eile bekannt, ihre Großmutter sei im Armenhaus gestorben, und ein Onkel von der Vaterseite habe sich nach Amerika geflüchtet, ein Vetter stecke in der Fremdenlegion, und ein anderer sei wegen Unterschlagung ins Zuchthaus gekommen, wogegen ein anderer zu hohen Ehren aufgestiegen und Direktor der Bergbahn geworden sei, gerade als sie in Konkurs geraten. Und dergleichen Dinge, die in jeder Familie vorkommen, aber allenthalben geschickt verschwiegen werden, plauderte sie aus, ohne sich auch nur ein einziges Mal zu besinnen, ehe sie die Worte von der Zunge entließ. Derrnachen geschah es, daß die Mutter von einem Steuerkommissar heimgesucht und auf Ehre und Gewissen nach dem letzten Papierchen befragt wurde, das steuerpflichtig war. Und nach den Besuchen des Steuerbeamten erschien der Briefträger und brachte bald einen Bettelbrief von unbekannter Hand, der die reiche Dame, die sie wirklich nicht war, um eine milde Unterstützung anging oder aber drohte, allgemein bekannt zu machen, welche noblen Kerle in ihrer Verwandtschaft herumprunkten.

Die arme Frau packte ihre Möbel und Wertsachen zusammen und machte sich daran, wieder in die Heimat zu reisen. Wochte die Tochter, die wohl nicht richtig im Kopfe war, ihr Schicksal gänzlich auskosten, wie sie mußte. Sie selbst, die Mutter, war eine geschlagene Frau und wollte nicht weiter unter den unheilbaren Fehlern eines mißratenen Kindes leiden. Wochte der Himmel verzeihen, ihr selbst und der Tochter.

Als nun die Mutter nach der Heimat zurückgekehrt war, versuchte die Tochter, sich ihr zum Trost das Glück zu erkämpfen. Sie heiratete einen Taubstummen, der lächelte, wenn sie drauflosredete, und der gar nicht verstand, warum die andern alle über seine Frau lachten. Sie merkte erst, daß er taubstumm sei, als er in der Kirche sein Ja auf einen Zettel schreiben mußte. So offen und unentwegt hatte sie vorher auf ihn eingesprochen. Das mag fast nicht zu glauben sein, aber in der Stadt wunderte sich niemand darüber.

Nach ihrer Entdeckung fing sie an, ihrem Manne gegenüber mit derselben Offenheit, mit der sie sprach, zu schreiben, und sie schrieb ihm soviele Briefe, daß er nach wenigen Jahren auch sein Gesicht verlor vom vielen Lesen und nun, taub und blind zugleich, einem raschen Ende entgegenging.

Darauf verfluchte die Frau ihr Geschick und starb vor Gram über die verdorbene Welt, die einem Menschen mit der Tugend der absoluten Offenheit keinen Raum gewährte. Im Jenseits hoffte sie auf Anerkennung ihrer Grundsätze. Aber der Bescheid, den sie an der Himmelstür bekam, schlug sie endgültig nieder. Sankt Petrus schickte sie in die Hölle, zu den Seelen, die zuerst lernen müssen, gegen sich selbst anständig zu sein. „Allzumumme Offenheit ist nur eine der Formen der Unanständigkeit gegen sich selbst“, sagte er.